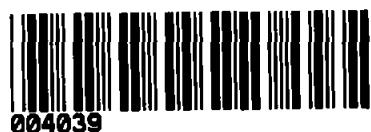


Weltwoche Nr. 6/99, 11.2.1999



Die Schulzeit ist keine wohlbehütete Lebensphase mehr. Die Gewalt hat ein unzumutbares Mass erreicht. Lässt sich ihr begegnen?

Die Störung als Normalfall

Sofort eingreifen heisst die Devise: «Oft sind verbale Rempeleien nur der Anfang von Schlimmerem. Wir reagieren dann jeweils sofort.»

Von Lisa Inglin



Aus Radau wird manchmal Randale, aus Spass bitterer Ernst: Dann hilft Reden - und Zuhören

Abklärung aber noch verfrüht ist. «Niederschwellige Intervention» heisst das im Zwischenbericht der Schulpräsidentin. In Zuglianis Alltag bedeutet es, dass sie den Kindern zuhört, zwischen Eltern und Jugendlichen vermittelt, auf Provokationen reagiert und manchmal die grossen Kinder ein wenig bemuttert.

Solidarität mit Schwächeren

Die Gewaltbereitschaft der Schüler sei in letzter Zeit eher gesunken, sagen die Lehrerinnen und Lehrer am Milchbuck, aber das könnte sich wieder ändern. Franziska Kohler hat als Handarbeitslehrerin und Schulleiterin die grösseren und kleineren Zusammenstösse der letzten Jahre alle miterlebt. Als Fachlehrerin eines nicht allseits beliebten Nebenfachs könnte sie besonders stark unter Disziplinverstössen leiden. Dem ist aber nicht so. Kohler: «Ich bin gut ins Lehrerteam integriert. In unserem Schulhaus hat sich die Zusammenarbeit zwischen den Lehrern stark verbessert. Die Schüler wissen, dass das gleiche Vergehen bei allen die gleichen Konsequenzen hat. Die Krisen machten uns bewusst, dass der einzelne Lehrer Gewaltprobleme nicht allein lösen kann. Wir arbeiten daran, eine Schulhauskultur aufzubauen.»



Dafür werden die Lehrer in Fortbildungen sensibilisiert, und sie können sich von Gewaltexperten beraten lassen. Im Gespräch vermeiden sie es, die Schüler in Gruppen zu kategorisieren. Weder in Realschüler noch in Sekundarschüler, weder in Schweizer noch in Ausländer. Daran arbeite man ja, erklären sie, dass sich nicht eine Gruppe über die andere stelle. Wichtig ist auch der Abbau von Anonymität. In einem Schulhaus wie dem Milchbuck B mit 220 Schülerinnen und Schülern kann sich das einzelne Kind in der Masse verlieren. Deshalb stellen sich alle Lehrer allen Schülern vor und bemühen sich, möglichst viele Kinder mit Namen kennenzulernen. Verbindungen schaffen auch klassenübergreifende Projektwochen, gemeinsame Sport- und Schlitteltage, das jährliche Schulhausfest.

Steht nun also alles zum besten? Schulleiterin Kohler winkt ab. Als unzumutbar empfindet sie nach wie vor die verbale Gewalt. Ohne grossen Anlass werfen sich Schüler aggressive Ausdrücke wie «dreckige Sau» oder «fick doch deine Mutter» an den Kopf. Trotz des coolen Gehabes der Jugendlichen verfehlten solche Grobheiten die Wirkung auf den anderen nicht. Franziska Kohler: «Oft sind die verbalen Rempeleien der Anfang von Schlimmerem. Wir reagieren sofort und stellen das ab.»

Sofort eingreifen ist auch die Devise von Sozialarbeiterin Zugliani. «Wenn ich im Treppenhaus jemanden sehe, der den andern ins Bein tritt, spreche ich ihn ebenso darauf an, wie wenn ich sexistische Sprüche höre oder feststelle, dass einzelne Schüler ausgegrenzt werden.» Finanziell könnte der Pilotversuch aufgehen. Seit sie im Schulhaus ist, wurde Vroni Hendry nie mehr per Fax zu einer sogenannten Feuerwehrübung gerufen. «Das Problem wurde auf eine niedrigere Ebene gebracht», stellt die Schulpräsidentin befriedigt fest. Wenn eine einzige Heimeinweisung pro Jahr verhindert wird, ist das den Lohn für Zuglianis Teilzeitstelle bereits wert.

Zur Gewaltproblematik in der Schule gehört auch die Gewalt, die Eltern Kindern antun. Im Extremfall sind das Misshandlungen und sexuelle Übergriffe. Die Lehrer sind froh, dass sie dann in Renate Zugliani eine Gesprächspartnerin haben. Doch die Lehrer überlegen es sich gut, bevor sie mit einer offiziellen Intervention einen Stein ins Rollen bringen.

Der Gewaltexperte Jean-Luc Guyer von der Kantonalen Zürcher Fachberatung «Gewalt in der Schule» bestätigt die Aussagen der Lehrer. «Wir haben es mehr mit Mobbing, Auslachen, Ausgrenzen zu tun als mit körperlicher Gewalt. Doch der Leidensdruck für die Opfer ist so oder so gross.» Einen Grund für die Gewaltbereitschaft sieht er im grossen Anforderungsdruck, den viele Kinder verspüren. «In Einzelfällen», sagt Guyer, «bringt es am meisten, mit den Eltern zu arbeiten. Manchmal spielt ein schlimmer Rückkoppelungseffekt von Feindbildern zwischen Eltern, Kindern und Lehrern.» Er erzählt von einer Unterstufenklasse, in der sich die Kinder erst gegenseitig fertigmachten und dann gegen die Lehrerin rebellierten. Es brauchte drei Elternabende, bis sich die Klasse normalisierte.



Solche Vorfälle und Interventionen gehören, ob man es nun gerne sieht oder nicht, zum Alltag einer Schule. Die Störung als Normalfall. Aufgefallen ist den Lehrerinnen und Lehrern, dass immer mehr Schüler unter familiären Umwälzungen leiden, unter Scheidungen und Trennungen oder der Arbeitslosigkeit ihrer Eltern.

Im Milchbuck-Schulhaus gibt es in einer Klasse Ärger mit einem bosnischen Jungen, der mit seiner Familie bald in ein Drittland ausreisen muss. Er ist nicht mehr motiviert und stört oft. Renate Zugliani setzt sich dafür ein, dass er trotzdem bis zum Ausreiseterminal in der Schule bleibt. Sie nimmt ihn stundenweise zu sich ins Büro und lehrt ihn etwas Englisch. Es ist eine Massnahme, die eigentlich nirgends vorgesehen ist - ein Versuch, die Klasse ein wenig zu entlasten. Dabei geht es auch darum, dass sich die Schule um Solidarität mit Schwächeren bemüht.

Eine Solidaritätsbereitschaft, die immer wieder arg strapaziert wird. In Gesprächen steuern Lehrer und Fachleute immer wieder das Thema an, das alle beschäftigt, die mit Schule zu tun haben: den Lehrermord von St. Gallen und der dahintersteckende Kulturkonflikt. Für die Schulpsychologin Sabina Schaub ist es eine Tatsache, dass kosovo-albanische Schüler, gerade in Gewaltfragen, einen anderen Verhaltenskodex von zu Hause her mitbringen als praktisch alle anderen Kinder. Der Gewaltbereitschaft der Söhne entspricht nach ihrer Erfahrung aufgrund von Elterngesprächen oft eine grosse Impulsivität der Väter.

Was tun? Schulpräsidentin Hendry besteht bei Gesprächen über multikulturelle Konflikte darauf, dass immer Vater und Mutter anwesend sind. Sie setzt auf die Hilfe von sogenannten Kulturvermittlern, integrierten Landsleuten, die den Eltern die Regeln des Schweizer Schulsystems plausibel machen. Das alles ist mit grossem Aufwand verbunden. Es stellt sich darum die Frage, ob Schule und Gesellschaft diesen Aufwand leisten wollen. In St. Gallen ist dies getan worden - vergeblich. Sozialarbeiterin Zugliani: «Manchmal lässt sich eine Tragödie auch durch richtiges Verhalten nicht verhindern.»

